

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heimkehr

[urn:nbn:de:bsz:31-338899](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338899)

Heimkehr



till und wie ausgestorben lag das Gebirgsdorf zwischen Höhen, die es weit überragten. Mächtig standen sie über ihm, fast dohend. Und doch waren sie seine besten Freunde. Sie, die vor Tausenden von Jahren schon gestanden haben und nach Tausenden von Jahren noch stehen werden, sie hatten dem ersten Gehöft, das zu ihren Füßen erbaut wurde, ihren Schutz vor dem rauhen Wind gewährt. Dann war ein zweiter und ein dritter Hof entstanden und langsam wurden es immer mehr, bis es so groß war, daß es die Menschen ein Dorf nannten. — Und die Berge standen immer schützend und schirmend darüber und die Menschen sahen dankbar und manchmal ein wenig scheu zu ihnen empor. Das war aber schon sehr lange her, so lange, daß sich nur noch die Berge daran erinnern konnten.

Später bauten die Menschen dann ein Haus, das anders aussah, als die, die bisher schon standen. Es hatte einen sehr großen und weiten Raum, in dem alle Bewohner des Dorfes auf einmal Platz hatten und aus dem Dache wuchs ein Turm empor. Der deutete nach oben, wie die Berge, nur daß er viel, viel kleiner war als diese. Aber sein Sinn war derselbe: Auch er wollte die Blicke aufwärts lenken zu dem, vor dem sogar die uralten Berge in Ehrfurcht erschauerten, zu dem, der alles, auch die Berge, vor undenklichen Zeiten gemacht hatte. Das war aber schon so lange her, daß selbst diese sich nicht mehr genau daran erinnern konnten. Denn damals waren sie ja ganz jung gewesen, und heute waren sie alt geworden, so alt!

Später waren dann die Menschen draußen, jenseits der Berge, übermütig geworden und hatten nichts mehr von dem wissen wollen, der die Berge gemacht hatte. Sie sandten Boten in das kleine Dorf, die auch hier die neue Lehre verkünden sollten. Aber da ergrimmt die Berge sehr und sie verschlangen die Boten, daß kein Mensch sie jemals wiedersah.

Die Bewohner des Dorfes aber versammelten sich nach wie vor jeden Sonntag in dem Haus mit

dem Turm und lobten den, der ihnen die Berge zum Schutz gegeben hatte.

Heute pfiß wieder der rauhe Wind über die Höhen mit einer Gewalt, als wollte er die Berge aneinanderschieben und das Dörflein zerdrücken. Die Berge aber lachten über ihn, denn sie waren stärker. Und der Wind ergrimmt, daß er laut aufheulte, aber es nützte ihm nichts: Die Berge blieben stehen wie zuvor und das Dörflein schmiegte sich eng an sie an, wie ein Kind, das, heftig erschreckt, sich zur Mutter flüchtet und sich in den Falten ihres Rockes verbirgt. Und die Menschen im Dorf zündeten Kerzen an und richteten ihre Sinne in Bitte und Dank nach oben. Die Feldarbeit war getan, der Boden hatte ihnen gegeben, was sie brauchten. Jetzt ruhte die Erde und sammelte Kraft für ein neues, inhaltschweres Jahr.

Dies alles sah der Mann, der auf einem Stein am Hange des Berges saß, da wo der Wald aufhörte und der Boden nur noch niederem Gestrüpp Nahrung bot. Der Wind heulte um ihn und zerrte an seinen Kleidern, als wollte er sie ihm von dem Leibe reißen. Aber der Mann bemerkte nicht die Wut des wilden Gesellen. In seinem Herzen wütete ein viel heftigerer Orkan, gegen den der Sturm, der ihn umbrauste, ein lindes Abendlüftlein sein mochte.

Vor ihm lag seine Heimat, die er einst vor langen, langen Jahren mit schwerer Schuld im Herzen verlassen hatte. Vor ihm lag der Ort, wo er die frohen Tage seiner Kindheit sorgenlos verlebt hatte, vor ihm lag der Wald, der fein und seiner Altersgenossen Tummelplatz gewesen war. Hier hatte er Freud und Leid eines fröhlichen Dorfbuben verlebt, hier hatten seine braven Eltern sich Tag für Tag in rastloser treuer Pflichterfüllung abgeplagt für ihn und seine Geschwister. Und hier war er schuldig geworden.

Der Mann am Hang des Berges schloß die Augen. Eiskristalle schlug ihm der Wind ins Gesicht, aber über seine Wangen rannen die heißen Tränen. Sie rollten in den Bart, in dem sie zu Eis gefroren. Sie fielen auf die zerrissenen Schuhe, sie sanken auf die verschneite und vereiste Heimaterde.

Und unter den rieselnden Tränen wurde es dem Mann am Berg leichter ums Herz. Nur ein bißchen wollte er ruhen, dann wollte er unerkannt das Land seiner Väter wieder verlassen. Er wußte einen Pfad, der ihn über die Berge führte und — über die Grenze. Er lehnte sich zurück. Viele Tage war er gewandert und der Körper verlangte sein Recht. Wurde nicht der Wind schon schwächer? Und der harte, kalte Boden, auf dem er lag, wurde er nicht warm und weich? Lag er denn überhaupt auf der steinigen Erde, lag er nicht wie einst auf weichem Moos in der Sonne? Und trotz Sturm und Eiseskälte fiel der Mann am Berge in tiefen Schlaf.

Plötzlich hörte er in seinem Innern eine Stimme: „Sepp Innerkofler, du bist in der Heimat, wenn sie dich fangen, bist du verloren. Sepp Innerkofler,

du wolltest doch gleich weiterziehen nach Welschland hinüber!"

Aber dann sah er seine liebe Mutter vor sich stehen. Sie sah ihn lange an und er wußte nicht, war es Freude über seine Heimkehr oder die Trauer über sein Geschick, was in ihrem Gesicht zu lesen stand. Endlich öffnete sie den Mund und sagte in ihrer stillen Art, wie er es in seiner Kindheit von ihr gewohnt gewesen war:

„Is guat, daß d' do bist, Sepperl! Kimm glei' eini un wärm di, wo's sou kalt is heraußen. Wirst au an Hunger mitbracht habn oder vielleicht nit, han?"

Dabei legte sie ihm den Arm um die Schulter und führte ihn heimwärts.

Wie leicht seine Schritte auf einmal waren! Ganz anders als all die Jahre, wo er sich manchen Tag nur mühsam vorwärtschleppte. Das kam wohl davon, daß Mutter ihn führte! Und wie als kleiner Junge barg er seinen Kopf an der treuen Brust und sagte leise: „Muattr, moanst, mer kinnst die alte Schuld au mit an Geld guat machn? I hob scho was in mei'm Brustfäck! Leicht tät i alles gebn, wenn alles wieder guat werd'n tat! Sag, Muattr, was d' moanst?"

„Freili kinnst guat machn!" sagt die Mutter nur, aber sie hat so eine ungewöhnlich tiefe Stimme.

* * *

Im Dorf, im Forsthaus, sitzen zwei Frauen mit Handarbeiten am Tisch. Die eine ist des jungen Försters Weib, die andere ist die alte Magd, Theres Innerkofler, die schon beim alten Förster in Ehren gedient hatte. Sie mochte wohl schon gegen siebzig sein und ihre alten Augen, die so viel gesehen und so viel geweint hatten, waren müde und schwach. Aber die junge Försterin hatte die Alte gern, weil sie unermüdet um das Wohl der Förstersleute besorgt und ihr für diese nichts zuviel war. Und dann hatte doch auch der alte Förster, der Vater ihres Mannes, auf dem Sterbebett gesagt, sie sollten die alte Theres behalten und ihr das Gnadenbrot geben, wenn sie nicht mehr schaffen könnte, denn sie habe ein Leben lang eine fremde Schuld gebüßt und habe ein schönes Alter redlich verdient. So tat denn die alte Magd auch bei den jungen Förstersleuten Dienst, so gut sie eben konnte. Und die Försterin ließ es sich nicht anmerken, daß sie oftmals eine Arbeit nochmals machen mußte, weil es die Alte nicht mehr konnte.

Sonst war stets eine frohe Stimmung im Forsthaus gewesen. Heute aber war es anders. Der Förster hatte sichere Nachricht bekommen, daß heute gewildert würde. Da war er trotz Sturm und Schnee hinausgegangen, um seine Pflicht zu tun.

Mittags war dann der Bürgermeister gekommen und hatte mit dem Förster was reden wollen. Die Försterin hatte ihm mit Sorgen erzählt, daß ihr Mann heute einen so gefährlichen Gang mache.

„Wenn eahm was passieren tat!" hatte sie ihren Bericht geschlossen.

„Ben's trifft, den trifft's halt", hatte der Gemeindevorstand entgegnet. „Aber wenn eahms nit

geht wie dem seligen Förster, wenn eahm die Innerkoflers nix zuleid tun, hernach werd er auch mit de Wilderer fertig werd'n. Doch dös woast du jo nit, dös is a alte Sachn, und die Toten soll ma ruhn lossn. Also pfuat Gott!"

Und damit war er gegangen, die junge Försterin in schweren Gedanken zurücklassend.

Als die beiden Frauen nun so beisammen saßen, hatte die Försterin immer wieder heimlich die alte Magd gemustert und sich im stillen gefragt, was wohl die ihrem Mann zuleid tun sollte. Aber auch die schien heute mit ihren Gedanken woanders zu sein. Oft saß sie minutenlang sinnend und dann strich sie sich immer mit dem Handrücken über die Augen, ehe sie ihre Arbeit wieder aufnahm. Endlich fragte die Försterin:

„Hast was, Theres?"

„Na, eigentlich nix", erwiderte diese. „I muaf nur heut alleweil an mein' armen Bruder denken, ob'r am End no' lebt oder ob'r scho' lang umlemma is."

„Was is denn mit'm gwesen, mit dei'm Bruder?"

„Jo mei', schau, dös kann i dir nit alles verzähl'n! A armer Kerl is'r gwesen un i hob'n alleweil gern g'habt. Aber dann hat'r was 'tan, dös muafst mi nit fragn, dös tuat ma weh!" Bei diesen Worten mußte die junge Försterin wieder an die Worte des Bürgermeisters denken.

Dann war wieder eine ganze Zeit still in der Stube. Bis die Alte das Schweißen brach:

„I han heut sou a Unruh', wenn nur dem Gustl, dei'm Mann, nix passiert. Es is scho' dunkel, warum kimm'r au nit hoam?!"

„Er wird scho' lemna, Theres, muafst d'r koa Sorgn machn!" erwiderte die Försterin, aber sie machte sich selbst große Sorgen um ihren Mann.

* * *

Der Förster hatte lange geduldig gewartet. Aber es war kein Schuß zu hören gewesen und auch mit seinem Glas konnte er nirgends eine Menschenseele entdecken. Schon wollte er seinen Platz verlassen, als er das Unterholz knacken hörte. Er entscherte seine Büchse, denn wenn Förster und Wilderer zusammentreffen, geht es meistens auf Leben und Tod.

Wenige Sekunden später sah er den Wilderer vor sich und bei seinem Anblick zog sich ihm das Herz zusammen: Es war der Bruder seiner Frau! Sonst ein braver Bursch, hatte er aus Freude an der Jagd sich mit jungen Jahren um eine Stelle als Jagdgehilfe beworben, anstatt sein täglich Brot auf seines Vaters Hof zu verdienen. Man hatte beim Förster nach seinem Leumund gefragt und der hatte die beste Auskunft gegeben. Aber dann war doch nichts draus geworden, und seither hatte sich der Junge der Wilddieberei verschrieben.

Der Förster trat aus seinem Versteck hervor und ließ die Büchse sinken.

„Schau an, i glaub, du willst mir helfn, Wilddieb fangen! Oder bist gar selber aner?"

Der junge Mann erschrak und nahm instinktiv sein Gewehr hoch.

„Die Flintn laßt d' aber weg, sag i dir! Auf di schiaß i nit, dir schlag i höchstens a Paar an die Backen, du Lauser, du dummer!“ rief der Förster.

Da legte der Junge das Gewehr aus der Hand, setzte sich nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte auf:

„Jez is alles aus, jez zeigt d' mi' an, un wenn i eing'sperert werd, hernach schiaß i mi' selber, bal i rauskimm!“

Der Förster trat auf seinen jungen Schwager zu und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Denkst d' denn nit a kloans bißl an dein' alten Vadder, du dummer Bua, un was d' eahm für Sorgen machst? Einmal hab' i dir's scho g'sagt, heut sag' i dir's zum Zweiten: Laß dös bleiben! A drittes Mal aber sag' i's nit, dös merk dir! Un jez schau, daß i di nimmer seh, sonst könnt mi's reuen, daß i wegn dir 's Geseß verlek.“

Da stand der Junge auf, nahm das Gewehr und gab es dem Förster: „Gustl, i dank d'r schön, daß d' sou anständig bist. Da hast mei' Flintn, un i versprech' dir's, du sollst nix mehr zu klagen habn!“ Dann trollte er sich gesenkten Hauptes durchs Dickicht dem Dorf zu.

Der Förster hängte sich die beiden Büchsen um und machte sich auf den Heimweg.

Seine Kleider waren ganz steif gefroren. Dicke Eisbüschel hingen ihm an Brauen und Wimpern. Er freute sich ordentlich, bis er in die warme Stube kam.

Aber ein merkwürdiges Gefühl veranlaßte ihn, nicht den kürzesten Weg zu nehmen. Er kannte das. Er nannte es die „Witterung“. Ja, er witterte wieder etwas. Er war ein naturnaher Mensch und wenn in seinem Wald etwas nicht stimmte, dann fühlte er es, und dieses Ahnen ließ ihm keine Ruhe, bis er den Grund dazu gefunden hatte. Deshalb machte er auch heute trotz des schlimmen Wetters einen Umweg die Berglehne entlang.

Immer stärker wurde der mahrende Ruf. Vielleicht war ein Tier gefallen, vielleicht war gar ein Mensch in Not! Er achtete sorgfältig darauf, ob irgendwo Spuren zu sehen wären. Aber der Wind hatte alles zugeweht.

Als er so vielleicht eine halbe Stunde gegangen war, beschloß er, den Heimweg anzutreten, da es wenig wahrscheinlich war, daß er heute noch etwas finden würde. Denn schon ging der kurze Tag seinem Ende entgegen. Er schritt kräftig aus, soweit es der Sturm zuließ, denn er war kalt am ganzen Körper und wollte sich wieder warm machen. Dabei schimpfte er vor sich hin auf den ungeratenen Buben und nahm sich vor, seiner Frau nichts davon zu sagen, dafür aber mit dem Vater des Burschen, seinem eigenen Schwiegervater, ein kräftiges Manneswort zu reden.

Plötzlich verhielt er seinen Schritt. Kaum zehn Meter vor sich sah er etwas Dunkles im Schnee liegen. Es sah aus, wie wenn es ein Mensch wäre. Schnell trat er hinzu. Da lag ein alter Mann, schon halb zugedeckt vom Schnee. Der Förster legte die Büchsen weg und grub den Alten aus. Haar und Bart waren vollkommen vereist. Er

schnitt ihm die Kleider auf und rieb den Körper mit Schnee ab. Auf der nackten Brust trug der Alte einen Beutel, der prall gefüllt war mit großen und kleinen Geldstücken. Aber auch große Scheine enthielt der Beutel. Dem Förster war es ganz eigentümlich zumut. Hatte der Mann so einen Haufen Geld bei sich und sah doch aus wie ein Landstreicher! Dann hüllte er ihn notdürftig wieder in seine Lumpen und trug ihn heimwärts.

Der Förster war ein starker Mann, der schon eine ordentliche Last tragen konnte. Und wenn der Alte auch nicht gerade schwer war, war es ihm doch keine Kleinigkeit bei diesem Wetter und dem vereisten Boden, wo man jeden Augenblick befürchten mußte, auszugleiten und eine Rutschpartie den Berg hinab anzutreten. Er mußte seine Last öfters niederlegen, um wieder zu Atem zu kommen.

Einmal hatte der Alte auch zu sprechen versucht, allerdings ohne die Augen zu öffnen. Der Förster hatte nichts verstehen können als die Frage, ob irgendetwas gutgemacht werden könnte. Denn der Alte hatte den Kopf ganz fest an seine Brust gedrückt. Nur um etwa zu sagen hatte er geantwortet: „Freili kannst guat machn!“

Drauf hatte der Alte geschwiegen.

So langsam war der Förster unheimlich geworden. Sie wäre gerne zur Nachbarin geeilt und hätte ihren Mann suchen lassen, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß er über solche Umstände böse werden würde. Gearbeitet wurde aber nichts mehr. Jede der beiden Frauen war mit ihren Gedanken beschäftigt.

Endlich hörte die Försterin Schritte vor dem Haus. Sie eilte an die Türe und öffnete sie weit. Der Sturm segte mit Macht ins Zimmer, als freue er sich, endlich eine Bresche gefunden zu haben, durch die er in der Menschen Heim dringen konnte.

In dem Unwetter draußen sah sie einen Mann, der einen anderen trug und rief erschreckt aus:

„Jefas, Marie un Josef, sie bringen eahn!“

„Sei stad un mach 's Kammertürl auf, i hab oan, wo derfrozen is!“ antwortete der Förster, während er mit seiner Last ins Zimmer trat.

„Gott sei Dank, daß du's nicht bist, Gustl“, sagte die Försterin, während sie voraus in die Kammer ging.

Dort legten sie den Alten nieder und deckten ihn zu.

Theres war dem Förster auf dem Fuß gefolgt. Jetzt blickte sie neugierig auf den alten Landstreicher.

„Alsdann hat mi mei Ahnung doch nit 'trogen, daß heut no a Unglück ins Haus kimm!“ sagte sie, und als ihr niemand antwortete, fuhr sie fort: „Wann i leicht was helfen kunnt?“

„Paß' auf auf den Alten“, entgegnete der Förster. Und zu seiner Frau gewandt: „I glaub', der da macht nimmer lang. I hol' den Schäfer, der weiß leicht ein Kräuterkel, daß eahm's wenigstens nit so schwer wird, das Sterben. Und du rennst schnell zum Pfarrerr, er soll kemma.“ Und schon war er wieder zur Türe hinaus.

Die Försterin nahm ein Tuch um den Kopf und einen Umhang um die Schultern.

„Nicht's Verfehrtisch!“ sagte sie zu der Magd, dann ging auch sie.

Theres deckte auf das kleine Tischchen eine weiße Decke, stellte ein Kreuzifix drauf und zwei Kerzen, auch ein Schüsselchen mit geweihtem Wasser dazu. Dann setzte sie sich ans Lager des Landstreichers und sah ihm lange ins Gesicht. Und da ging es ihr, wie es in dem alten Volkslied vom „Krug zum grünen Kranze“ heißt:

„Ich tat mich zu ihm sehen
Und sah ihm ins Gesicht.
Das schien mir gar befreundet,
Und dennoch kann' ich's nicht!“

Sie dachte dabei viel an ihren verschollenen Bruder. So möchte der vielleicht auch einmal unter fremden Leuten im Sterben gelegen haben. Auch waren die Züge dieses Vagabunden denen ihres armen Bruders ähnlich, wenn man das Alter berücksichtigt und sich den Bart wegdachte. Denn damals als junger Mann war er bartlos gewesen, und so stand sein Bild die ganzen Jahrzehnte, die inzwischen verflossen waren, vor ihrem geistigen Auge.

„Herrgott, wenn er es wäre!“ fuhr es ihr auf einmal in den Sinn! Aber das müßte ein großer Zufall sein! Das war ja nicht auszudenken!

Mit der ganzen Härlichkeit der schwesterlichen Liebe sagte sie leise den Namen vor sich hin, für den sie ein Leben lang gebüßt hatte:

„Sepperl!“

Da, was war das? Der Vagabund öffnete weit die Augen, mit klarem Blick schaute er sie an, daß sie meinte, das Blut müßte ihr gefrieren. Er konnte kein Glied rühren, aber seine Lippen bewegten sich. Sie verstand nicht, was er sagen wollte. Da ergriff sie hastig seine Hand, griff mit der Linken unter seinen Kopf, richtete ihn halb auf und fragte atemlos:

„Bist du der Sepp Innerkofler?“

„Der — — bin — —!“ antwortete der Mann unter Anspannung aller seiner Kräfte.

Da sank die Magd schluchzend dem Alten auf die Brust und drückte ihn an sich.

„I bin die Theres, dei' Schwester! Sepperl, daß d' sou hoamkimmst! Aber weil d' nur da bist!“ Und sie strich ihm lieblosend über das zerzauste Haar. „Jek' is so alles guat!“

Den Weg zu der Hütte des alten Schäfers konnte sonst ein kleiner Bub bequem in fünf Minuten zurücklegen. Heute brauchte der Förster fast eine Viertelstunde, und als er ankam, war er in Schweiß gebadet. Er trat in den einzigen Raum ein, der dem Schäfer als Wohn- und Schlafzimmern zugleich diente. Der saß an dem roh gezimmerten Tisch wie ein alter Patriarch.

Der Förster zog den Hut:

„Schäfer, i brauch' Euere Hilf!“

Der aber wehrte mit einer Handbewegung ab, als wollte er sagen: Was du mir erzählen willst, weiß ich längst!



Im Unwetter draußen sah sie einen Mann, der einen anderen trug ...

Und eine weitere Handbewegung bedeutete dem Förster, daß er auf der Bank ihm gegenüber Platz nehmen sollte.

Der Schäfer stand in dem Ruf, Verborgenes sehen zu können. Auch hatte er schon oft, wie einwandfreie Zeugen bestätigten, von Dingen gesprochen, die in der Zukunft geschehen sollten, und es war nachher alles haargenau eingetroffen, wie er es vorausgeschaut hatte.

Als der Förster sich gesetzt hatte, begann der Alte:

„Bis jek' hat dir niemand die G'schicht erzählt. Du brauchst nit pressieren, lebend schaust eahn nimmer! I aber will dir sagn, was es mit dem Alten auf sich hat:

Dein Vater und der Bruder von Theres, der Sepp, sind miteinander Forstgehilfen g'west. Alle zwoa sin' in dei' Muattr verschossen g'west! Hernach ist dei' Vatter Förster wor'n un der Sepp is G'hilf' bliebn. Do hat scho die Mut eahn 'pact! Dei' Muattr aber hat dei' Vatter lieber g'mögt, als wia 'n Sepp. Und an paar Monat später ham die zwoa g'heiert. Un übers Jahr hat dei' Vatter an Buabn g'hat un hat eahn Gustl g'hoasen, oder Gustav, wie's im Taufbuch steht.

Eines Tags is dann der Sepp am Forsthaus vorbeikemma, wie die jung' Försterin g'rad mit dem Kloanen in der Sonne umig' lauff is. Freundli hat er ihr an guatn Tag g'wunschen, un freundli hat sie eahn gedankt. Aber dann is die Verzweiflung über eahn kemma un er is hinter an Baum 'treten un hat sei' G'wehr abdruckt. Da is das Kindl am Boden g'legn un hat g'schrien un daneben die Muattr un hat nimmer g'schnauft.

Wie der Sepp sieht, was er ang'stellt hat, wirft er sei' G'wehr weg un flüchtet. Er is ins Ausland 'gangen un hat auf allen möglichen Berufen g'schafft. Zulezt is es eahn schlecht 'gangen, er hat Heimweh g'habt un nimmer schaffen können. I hab' oft sein' Ruf g'hört in der Nacht, aber er hat das alles leiden müassn, um die große Jugendschuld zu tilgen.

Dann hat's eahn mit G'walt heimzogn. Gestern is er über die Grenze kemma un heut, heut hast du eahn aufsig'lesen."

Der greise Schäfer schlug das Kreuzzeichen und sagte:

„Gott sei seiner Seel' gnädig, es is vorbei!"

In der stürmischen Nacht ging der Parrer durch die Dorfstraße, sorgsam das Allerheiligste auf

seiner Brust bergend. Vor ihm schritt der Mesner mit dem ewigen Licht in der Linken und dem Glöcklein in der Rechten. Und während er alle Mühe hatte, das Licht in der Sturmlaterne vor dem Verlöschen zu bewahren, bimmelte das Glöcklein in seiner Rechten unablässig, um den Menschen zu sagen, daß der Heiland in Brotsgehalt durchs Dorf geht, um einen Sterbenden zu laben. Die Bauern in der warmen Stube bekreuzen sich und fragen, wem wohl das gelten könne, es sei doch niemand krank gewesen!

Wie der Pfarer ins Forsthaus tritt, sieht er die Theres weit über ihren Bruder gebeugt. Der flüstert gerade, die verlöschenden Lebensgeister zu letzter Anstrengung aufpeitschend:

„Un mit dem Geld — Theres — tuft — — was — — — Gutes!"

Dann sinkt der Kopf zurück und der Körper streckt sich.

Der Pfarer legt das Sakrament auf das Tischchen zwischen die brennenden Kerzen. Er legt die Stola um, tritt an das Lager des Sterbenden, in dessen Adern das Blut noch warm ist, und spricht die inhaltschweren, erlösenden Worte:

„Ego te absolvo a peccatis tuis!"

Die Sünderwiese

Von Rudolf Utsch

Man nennt sie heute noch so, die kleine Wiese, die an einem Abhang des mächtigen weitbekannten Siebelwaldes liegt, rings von Bäumen und Gestrüpp umgeben. Der Siebelwald bedeckt mehrere Höhen des Sauerlandes, hart am mittleren Lauf der Sieg, die Bonn gegenüber in den Rhein mündet. Ganz alte Leute können sich noch entsinnen, wie sich aus der Mitte der Sünderwiese die morschen Reste eines Galgens erhoben — und einer jener Alten, der sich in alten Büchern und Chroniken gut auskennt und auch um überlieferte Sagen gut Bescheid weiß, hat die Geschichte erzählt, die der Wiese ihren Namen gegeben haben soll:

Der junge Ritter Joachim war ein armer Teufel. Er hatte von seinem Vater nicht viel geerbt, und das, was er an Gold- und Silberstücken erhalten hatte, war von ihm bald mit zechlustigen Freunden vertrunken worden. Er war nur noch Besitzer eines festen Hauses, einiger kleiner und magerer Bauernhöfe und mehrerer Waldhütten in den Bergen. Sein Landbesitz brachte ihm nicht viel an Zins ein, auch die Waldhütten gaben nicht manchen Taler her; denn weil sich Ritter Joachim nicht sonderlich viel um seine Wirtschaft kümmerte, machten sich seine Hüttenleute, Köhler und Erzgräber einen faulen Tag. Sie sagten sich: „Was sollen wir schwitzen, indes der Herr faulenzet und in der Welt herumstiefelt? Was sollen wir uns für ein Geld schinden und plagen, das der Ritter in den Schenken vertut?"

Ritter Joachim war ein toller Jungmann, wild wie die Siebbäche, die schäumend die Berghänge hinab ins Tal stürzen. Sein Degen saß locker in der Scheide — und wenn eine blutige Rauferei im Lande gewesen war, so konnte man gleich annehmen, daß auch der Ritter sein Teil dazu beigetragen. Er lachte und sang, er spielte und tanzte, war guter Dinge bis tief in die Nacht hinein — aber sagte ihm jemand nur ein trummes Wort, so spürte er seine harten Fäuste oder sah die Spitze seines Degens. Es ist also nicht verwunderlich, daß Angst und Furcht vor ihm im Lande groß waren. Den Fremden gab man den guten Rat: Hütet euch vor Ritter Joachim! — Ja, es kam so weit, daß die Mütter ihre schreienden Kinder mit den Worten zum Schweigen brachten: „Sei still, Kind, der Ritter Joachim hört's!"

Es soll schon oft so gewesen sein, daß wilde und leichtsinnige und liederliche Menschen von den Edelsten und Besten geliebt werden. Mancher tugendhafte, fromme und angesehene Jüngling bewarb sich um die Hand der schönen Gisla, der einzigen Tochter des reichen und edlen Ritters von Seelbach; doch keiner wurde erhört, die reizende Jungfrau wies alle Freier ab. Sie war sehr fromm und gottesfürchtig, und deshalb sprach man bald davon, des Seelbachers Kind habe die Absicht, ihr Leben in einem Kloster ganz Gott zu weihen. Aber das war nicht die Wahrheit. Die Freier gefielen der jungen und anmutvollen Seelbacherin nicht, nur deshalb verweigerte sie ihre